Ueberschwemmung, Hunger und Seuchen in China



Ein Bild aus dem völlig überfluteten Hankau.

Furchtbar ist die Not in China, das sich mit einem eindringlichen Hilferuf an den Völkerbund gewandt hat. Die Wasser des Jangtse und seiner Nebenflüsse haben Städte und Dörfer überschwemmt, Hunderttausende von Menschen sind ertrunken. Noch dazu herrschen Typhus und Cholera in den überfluteten Gebieten und fordern zahllose Opfer. Die Hungersnot unter der geflüchteten Bevölkerung ist katastrophal.

ein plätscherndes Geräusch am Ufer mich aufhorchen ließ. Vorsichtig beugte ich mich zurück. Da sah ich zu meiner Ueberraschung ein Tier, das uns noch nie begegnet war. Es sah wie eine Kreuzung zwischen Waschbär und Hund aus. Es schien nach kleinen Fischen zu jagen, wandte sich aber nach einer Weile und verschwand im Walde. Später trafen wir noch weitere Artgenossen dieses merkwürdigen Tieres, meist gegen Abend in der Taiga, wo diese Waschbärhunde scheinbar nach Wurzeln oder Nüssen scharrten, aber auch auf Waldmäuse erfolgreich Jagd machten.

Ein interessantes Zusammentreffen fällt noch in diese Tage: Am Flußufer des Ulache stießen wir auf vier Chinesen, von denen zwei am Ufer in der prallen Sonne lagen, während die beiden anderen bis an die Brust im Wasser standen. Da wir nicht wußten, wen wir vor uns hatten, schlichen wir uns lautlos näher. Ein Erlenbusch deckte uns. Die beiden Chinesen am Ufer schienen zu schlafen. Mehr interessierte uns aber das Treiben der beiden anderen. Der eine von ihnen hielt eine starke, lange Stange in den Händen, die er ins Wasser bis auf den Grund stieß. An diesem Stocke tauchte der zweite dann hinab, blieb eine Weile unten und brachte etwas mit herauf, das wir als einen Stein ansahen. Der Taucher warf es auf die Uferböschung. Dann tauchte er wieder, übernahm beim Wiederauftauchen die Stange, sein Gehilfe tauchte unter und kam mit den rätselhaften Funden zurück.

Wir vermuteten zunächst, daß es sich um goldhaltiges Gestein handele. Erst als wir näher herankamen, erkannten wir, daß die vermeintlichen Steine — Flußperlmuscheln waren.

Da traten wir aus dem Versteck. Die Söhne des Himmels erschraken bei unserem Anblick fast zu Tode. Ihr erstes war ein Fluchtversuch. Als wir sie indes lachend zurückriefen, kamen sie vorsichtig und zaghaft wieder. Später hörten wir, daß den Chinesen das Perlfischen in den Flußläufen nicht gestattet ist, daß sie es aber trotzdem in abgelegenen, versteckten Wassern und stillen Seitenarmen ausüben. Die Ausbeute ist durchweg sehr gering. Man rechnet mit einer Perle auf sechzig Muscheln. Dabei ist sie in der Regel so winzig, daß sie kaum einen Wert darstellt. Nur die Hoffnung, einmal einen der großen, gutbezahlten Funde zu machen, die auch hier und da vorkommen, läßt die Perltaucher weiterarbeiten. Der Jahresertrag zweier Leute aus diesem Geschäft schwankt natürlich je nach Glück und Ertrag. Er wird durchschnittlich mit drei- bis vierhundert Goldrubeln angegeben. Und dafür tauchen die armen Teufel unermüdlich, ständig von Gefahren umgeben, in den selbst im Sommer kalten Gebirgswassern, vom Morgen bis zum Abend, mit einer Handvoll Reis, Bohnen und ein paar Tropfen Bohnenöl als Nahrung.

Unsere Hoffnung, von den Chinesen etwas über die Möglichkeit weiteren Fortkommens zu hören, etwas über den Weg durch die Wildnis zu erfahren, erwies sich als trügerisch. Für sie war hier die Welt zu Ende, und sie erklärten, weiter als bis hierher könne man überhaupt nicht gehen. So blieb uns nichts übrig, als auf gut Glück den Weitermarsch anzutreten. Ehrfürchtig grinsend und fassungslos vor Erstaunen blickten die vier Burschen uns nach, als wir in der Nacht der Taiga verschwanden.

Der Schrecken von Tsawo

Von Oberstleutnant J. H. Patterson.

(Schluß.)

Auf die Mitteilung von diesem Vorfall hin beschloß ich, in der nächsten Nacht unweit des Wegebau-Bungalows auf Anstand zu gehen. Der Zufall wollte es, daß sich in der Nähe eine leere Wellblechbaracke befand, deren Fenster gut als Schießscharten dienen konnten. Vor diese band ich drei Ziegen als Köder an einer ungefähr zweieinhalb Zentner schweren Eisenschiene fest.

Die Nacht schien schon ereignislos verlaufen zu wollen, als kurz vor Tagesanbruch der Löwe doch noch auftauchte. Er sprang auf eine der Ziegen, zerrte sie mit sich und zog auch die beiden anderen Tiere sowie die Eisenschiene fort. Ich feuerte verschiedene Male, aber es war noch zu dunkel, um irgend etwas sehen zu können, und mein einziger Erfolg blieb der, daß ich einer Ziege den Garaus machte.

In den nächsten zehn Tagen hörten wir nichts mehr von unserem Quälgeist. Sollte ich ihn doch getroffen haben, und war er irgendwo im Busch verendet? Trotz alledem blieben wir nachts noch immer auf unserer Hut. Und das zu unserem Glück! Denn in der Nacht zum 27. Dezember wurde ich durch die Angstschreie meiner Draisinenmannschaft aufgejagt, die vorsichtshalber außerhalb der Umzäunung auf einem Baum schlief: „Der Löwe will uns herunter holen!" Es wäre Wahnsinn von mir gewesen, hätte ich das Lager verlassen, denn die Nacht war so dunkel, daß ich die Hand nicht vor Augen sehen konnte. So mußte ich mich damit begnügen, ein paar Schüsse abzufeuern, in der Hoffnung, den Würger damit zu verscheuchen. Ich hatte auch Erfolg, denn meine Draisinenleute wurden in der gleichen Nacht nicht mehr von ihm gestört. Am nächsten Morgen entdeckten wir, daß er ihrem Zelt einen Besuch abgestattet hatte, und rund um den Baum fanden wir einen regelrechten, von seinen Tatzen gezeichneten Kreis.

In der nächsten Nacht wählte ich diesen Baum zum Hochsitz, hoffte ich doch, der Löwe würde sich wieder einstellen. Das Unternehmen stand von vornherein unter schlechten Auspizien, denn als ich auf den Baum klettern wollte, erfaßte meine Hand beinahe eine Giftschlange, die um einen der Aeste geringelt lag. Begreiflicherweise kam ich recht schnell wieder auf die Erde. Einem meiner Leute gelang es, das Vieh mit einer langen Stange zu töten.

Die Nacht war zum Glück hell und wolkenlos, und der Mond badete alles in seinem Licht. Ich wachte bis zwei Uhr morgens. Dann kam die Reihe an meinen Gewehrträger Mahina. Eine Stunde lang hatte ich friedlich, mit dem Rücken gegen den Baumstamm gelehnt, geschlafen, als ich plötzlich mit einem unbehaglichen Gefühl aufwachte, das mir sagte, irgend etwas ginge um mich vor sich. Doch Mahina war auf dem Posten und hatte nichts gesehen. Auch ich konnte, so sehr ich mich anstrengte, nichts Ungewöhnliches entdecken. Ich wollte mich, wenn auch nur halb beruhigt, zurücklehnen, als ich plötzlich zwischen den niederen Büschen etwas schleichen zu sehen glaubte. Ich starrte ein paar Sekunden angespannt dorthin. Ich irrte mich nicht: Der Löwe schlich uns an.

Unser Baum stand — einige kleine Büsche ausgenommen — auf freiem Gelände. Fesselnd war es nun, zu beobachten, wie sich das Raubtier unter Ausnutzung jeder noch so kleinen Deckung an uns heranpürschte. Seine Geschicklichkeit bewies mir, daß es ein erfahrener Menschenjäger war. Deshalb wollte ich auch auf keinen Fall eine Gelegenheit zum Schuß versäumen. Ich wartete, bis die Katze etwa zwanzig Meter entfernt war. Zielte auf die Brust. Feuerte.

Ich hörte, wie die Kugel den Löwen traf. Wütendes Brüllen war seine Quittung. Unglücklicherweise warf ihn der Schuß nicht nieder. In großen Sätzen sprang er davon. Doch bevor er verschwunden war, konnte ich ihm noch drei Schüsse aus meinem Magazingewehr nachjagen. Ein zweites Aufbrüllen zeigte mir an, daß ich ihn nochmals getroffen hatte.

Mit Ungeduld erwarteten wir beide die Dämmerung. Beim ersten Morgenschimmer begannen wir die Verfolgung. Ich hatte einen eingeborenen Fährtenleser mitgenommen, so daß ich unbehindert Umschau halten konnte. Mahina folgte mir unmittelbar mit meinem Karabiner. Häufige Schweißspuren ermöglichten uns rasches Gehen. Wir hatten kaum einen halben Kilometer zurückgelegt, als aus dem Buschwerk rechts von uns ein Knurren herüber schallte. Ein paar Meter vor uns lag der Löwe, funkelte uns an und zeigte die Reißzähne.

Ich zielte sorgfältig und feuerte. Noch im Schuß sprang das Tier hoch, ging zum Angriff vor. Ich feuerte nochmals und meine Kugel warf es über den Haufen. Doch im nächsten Augenblick war der Löwe wieder auf den Beinen und ging uns an, so rasch es seine schweren Verwundungen erlaubten. Ich schoß zum dritten Mal, doch anscheinend fehlte ich.

Deshalb griff ich mit der Hand hinter mich: „Mahina, den Karabiner!" Doch Mahina war nicht da!

Der Schreck über den unerwarteten Angriff des Löwen war für meinen tapferen Gewehrträger zuviel gewesen. Er saß mit dem Karabiner schon auf einem Baum. So blieb mir nichts anderes übrig als dem Beispiel zu folgen. Nicht einen Augenblick zu früh! Denn wäre dem Löwen nicht ein Hinterbein zerschossen gewesen, so würde er mich noch erreicht haben. Ich hatte kaum meine Beine hochgezogen, da stand das Tier am Fuß des Baumes.

Einen Augenblick verharrte der Löwe. Dann hinkte er ins Buschwerk zurück. Die Sekunde hatte mir genügt, um Mahina den Karabiner aus der Hand zu reißen, und ich feuerte. Es schien der Fangschuß zu sein, denn der Würger fiel zur Seite und blieb regungslos liegen. Unvorsichtig in meiner Freude ließ ich mich vom Baum fallen, rannte auf das Tier zu und — sprang erschreckt zurück. Der Löwe griff nochmals an!

Doch zwei Schüsse aus meinem Karabiner, einer in die Brust, der andere in den Kopf, endeten den Kampf. Fünf Meter vor mir brach das Tier zusammen. Es starb wahrhaft königlich und verbiß sich im letzten Augenblick noch in einen Ast, der vor ihm auf dem Boden lag.

Unter dem närrischen Freudengeheul meiner Leute ließ ich die Beute nach meinem Lager bringen. Ich fand nicht weniger als sechs Einschüsse im Körper des Löwen. Er maß zwei Meter neunzig in der Länge und einen Meter zwanzig in der Höhe. Leider war auch hier das Fell durch die Dornen beschädigt.

Eine wahre Wallfahrt der Eingeborenen nach meinem Lager begann, als die Nachricht vom Tode des zweiten „Teufels" sich rasch über das Land verbreitete. Alle wollten sie die Trophäen des „Teufelstöters" sehen. Unser Bahnbau wurde seitdem niemals wieder durch Löwen gestört.

Halali!

Recht bald nach unserem Triumph gab uns der zweite Löwe deutlich zu erkennen, daß er noch lebte. Nur ein paar Nächte später unternahm er den Versuch, sich den Wegebauinspektor zum Mahl zu holen. Das Tier kletterte die Stufen zum Bungalow des Beamten hinauf und strich knurrend um die Veranda herum. Der Inspektor hörte den Lärm und dachte, er käme von einem betrunkenen Arbeiter. „Scher dich weg!" schrie er deshalb wütend, machte aber zu seinem Glück keine Anstalten, herauszukommen. Enttäuscht, daß ihm das Menschenfleisch entgangen war, riß der Löwe zwei von des Inspektors Ziegen und verzehrte sie an Ort und Stelle.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: B. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 37 — Mittwoch, 16. September — 1931

„Dans les monts du Sauerland"

Seltsamer Reisebrief eines französischen Sauerland-Wanderers in einer Pariser Zeitung.

In der Pariser katholischen Zeitung La Croix erschien vor einigen Tagen unter dem Titel „Impressions d' Allemagne „Dans les monts du Sauerland" eine Reiseschilderung aus der Feder von Leon Donadiq; er schildert eingangs die Gegend von Bilstein im Sauerland wie folgt:

„Ich weiß nicht, ob es malerischere Gegenden gibt als jenen Teil Westfalens, der unter dem Namen Sauerland bekannt ist. Es ist Gebirge, welches scheinbar zu Ihnen neigt, damit Sie es ohne zu viel Mühe erreichen können. Aber man muß es durcheilen, um seine wirkliche Schönheit zu entdecken. Ich kenne nichts Anmutigeres als diese Gemälde, welche sich immer wieder darbieten, wenn Sie vom Auto oder aber von der Eisenbahn aus diese kleinen hübschen Ortschaften sehen, in Gruppen oder Streifen vor Ihnen ausgebreitet, überragt von der seinen Spitze eines Glockenturmes.

Zerbrechliche Häuser des Sauerlandes, weiß gekälkt, aber von einem so graziösen Eindruck durch die tausend weißen Quadrate weißen Glanzes, die eingerahmt sind von dicken schwarzen Linien, von Balken, welche sich manchmal über der Fassade in hübschen Arabesken kreuzen. Zahlreiche Höhen sind mit einem Turm gekrönt, der als Ausblick erbaut ist und eine Plattform trägt zur Freude des Wanderers. Am Fuße ladet Sie ein freundliches Restaurant zu allen Bequemlichkeiten der Stadt ein.

Bilstein, das ich besichtigen wollte, ist eine der berühmtesten Burgen. Selbstverständlich haben die Deutschen, welche Meister sind in der Kunst, ihre Sehenswürdigkeiten zu entdecken, dorthin eine Autobusverbindung geschaffen.

Von Altenhundem, wo wir den Zug verlassen, fährt uns das schwere Fahrzeug die lange Straße, welche den Berg ersteigt, und dann geht es wieder im langen Schwung den steilen Hang hinab.

Bilstein ist eine entzückende kleine Stadt, duckt sich in das Tal des Gebirges und ist eine begehrte Sommerfrische. Auf dem gegenüberliegenden Kamm liegt der alte Adlerhorst der ehemaligen Ritter, verborgen unter seinen hohen Bergen. Erblickt man ihn von unten her, von der Straße nach Olpe, dann ist er, ruhend auf seinem mächtigen Felsen, eine furchtbare Feste, die den Menschen und der Zeit zu trotzen scheint. Noch voll Stolz auf seine entschwundene Macht lädt er ein, ihre Ueberbleibsel zu betrachten, „Salus intrantibus" lesen wir in großen schwarzen Buchstaben in dem Portalbogen. Aber bis in die beiden dicken Türme, welche den Eingang verteidigen, sieht man hinter den wiederhergestellten Mauern nichts als Vogelnester.

Das sind die Wandervögel, wie man diese mächtige Vereinigung der Jungen und Mädchen nennt, die während des Sommers auf den Straßen wandern, um praktisch die Geographie ihres Landes zu lernen und alle seine Schönheiten zu ersehen.

Die Macht, welche einst der Burg gehörte, liegt jetzt beim Bürgermeister. Der Bürgermeister von Bilstein, Graefenstein, dessen Gast ich heute bin, ist der scharmanteste Mensch. Von der Regierung ernannt, steht er etwa 50 Ortschaften vor, die zusammen nur vier Gemeinden bilden (Kirchveischede, Grevenbrück, Elspe und Rahrbach). Er führt den Vorsitz im Gemeinderat, ohne dort jedesmal die Debatten zu leiten, ein Recht, das dem Gemeindevorsteher zusteht; aber der Bürgermeister kann durch sein Veto die Entschließungen aufheben. Dieser schwierigen und mannigfaltigen Aufgabe entledigt er sich mit Klugheit und Aufopferung.

In dieser Zeit der öffentlichen Not, wo mehr als ein Drittel der Bevölkerung dem Gemeindehaushalt zur Last fällt — dieses Jahr enthält der Haushaltsplan an Ausgaben 120 000 Mark mehr als voriges Jahr ohne entsprechende Einnahmen —, in dieser schweren Zeit gab Graefenstein allen ein schönes Beispiel des Opfermutes, indem er zugunsten des Unterstützungsfonds auf 20 Prozent seiner Einkünfte freiwillig verzichtet. Wie schade, daß nicht alle Anderen seinem Beispiele folgen! Das Unglück ist groß, wenn man den Statistiken glaubt, und das Los der Arbeitslosen ist wirklich erbärmlich, aber das zeigt sich nicht immer den Blicken des Zuschauers.

In den Städten sind die Schaufenster der Modehäuser, die Restaurants, die Kinos und die Theater, wie zur Zeit des Wohlstandes; sogar der äußere Aufwand. In einer Stadt von 4000 bis 5000 Einwohnern besichtigte ich ein Mädchenpensionat, das von Nonnen unterhalten wird, ein prächtiges Gebäude, wie es frisch aus den Händen der Arbeiter kam (damit scheint das vor zwei Jahren neuerbaute Lyzeum in Olpe gemeint zu sein) Luxuriöse Salons, ein getäfelter Festsaal, der mit teuren Sesseln und Stühlen möbliert war, und dieses Gebäude, wo man allenthalben Annehmlichkeit und Wohlergehen findet, das für über 100 Mädchen an Stelle des alten erbaut wurde, welches man unzureichend nannte, beherbergt in allem 32 Pensionärinnen.

Als ich zu der Nonne, welche mich begleitete, sagte: „Schwester, nach allem, was ich soeben bewunderte, wie kann man dann noch von Deutschlands Armut sprechen?" rief sie verlegen: „O, wir haben Geld geliehen, und dann, nicht wahr, für die Wissenschaft, für die Zukunft des Vaterlandes . . . Man baut doch nicht für einen Tag."

Die Wissenschaft! Wenn man wüßte, welchen Eindruck dieses Wort auf die noch einfache Seele des deutschen Volkes macht! Der simple Student wird schon ehrerbietig gegrüßt. Der Doktor zählt unter die Granden des Reiches und der Professor gilt als Halbgott. Sie selbst sind ganz naiv von ihrer Ueberlegenheit überzeugt.

Als Beispiel gebe ich diese kleine Szene deren Zeuge ich in Münster wurde und welche mich herrlich amüsierte: In dem Wohnzimmer ein pensionierter Professor, dick, mit dem Lächeln des Buddha. Neben ihm am Tisch stehend ein Student, der an der Universität Französisch treibt. Er hält in der Hand eine Zeitung und stellt an den Lehrer Fragen aus der Lektüre oder aus dem Gedächtnis.

Es wird dann ziemlich humorvoll geschildert, wie der Student sich mit immer neuen Schwierigkeiten in der französischen Rechtschreibung an den untertänigst bewunderten Professor a. D. wendet. Dieser entgegnet mit exaktester Genauigkeit, wie es die Grammatik vorschreibt. Nach jeder Antwort bewundert der Student die Weisheit seines Lehrers, worauf der Professor nur jedesmals entgegnet: „Ja, ja, ich weiß sehr viele Dinge" . . .

—⊡—

Herbst auf der Alm, die Kühe ziehen heim . . .



Die festlich geschmückten Tiere werden hinab ins Tal getrieben.

Wieder ist die Zeit des großen Abtriebs der Kühe von der Alm gekommen, und festlich mit Blumen, Bändern und Stoffmasken geschmückt ziehen die braven Tiere heim in die Dörfer, begleitet von den fröhlichen Sennen und Sennerinnen.

Und bei den Adenauern

Immer und immer fließen die Wasser hoch oben aus den Bergen herunter in's Tal und eilen zum großen Strom des rheinischen Landes, der sie himmälzt in's ewige Nordmeer, von wo der Sturm sie wiederbringt in großen dunklen Wolken, die gerade in diesem Jahre so rücksichtslos den Sommer verregnen!

Und so schäumt und rauscht denn die friedliche Ahr heuer ein wenig stärker und munterer ihren ca. 60 km langen Weg oben hoch hinter Ahrdorf her herunter nach Sinzig — Kripp, wo sie sich freudig dem alten Vater Rhein in die Arme wirft. Zwei große ganz verschiedenartige Gebiete durchmißt ihr Lauf. Bis Dümpelfeld Brück herunter ein idyllisches Wald- und Wiesental, dann aber geht's durch wildzerklüftete Felspartien hinunter bis Ahrweiler, Neuenahr, wo sich das Tal zur fruchtbaren Mündungsebene weitet. Wuchtig und majestätisch ragt dort die Landskrone auf, die wie eine stolze Königin der Ahrberge zum Rhein hinüber grüßt.

Und während an der unteren Ahr die Winzer mühselig ihren Rotspon an den Felshängen ziehen, holt der Bewohner der oberen Ahr seine Nahrung aus dem Holz der Wälder, züchtet schönes, hellbraunes Vieh und treibt auf den Höhen ein wenig karge Landwirtschaft. Doch mag der Boden im Ertrag auch noch so schmal sein — landschaftlich ist das Gebiet oben um die Hohe Acht, den Hochtelberg und den Aremberg herum voller eigenartigster Schönheit. Nette, Nitz Eltz, Brohl quellen neben der Ahr aus dieser Erde und mit

Oesterreichs größte Dichter auf den neuen österreichischen Briefmarken



Die neue Briefmarkenserie.

Oben: Raimund, Grillparzer, Nestroy. Unten: Stifter, Anzengruber, Rosegger.

Die österreichische Postverwaltung hat eine neue Serie von Briefmarken herausgebracht, die die Bildnisse von Oesterreichs größten Dichtern nach zeitgenössischen Darstellungen zeigen.

Schneid durchmißt der Adenauer Bach den Hauptort dieser Gegend, das alte, entzückende Kreisstädtchen Adenau, das mit seinem, von traulichen Fachwerkhäuschen eingerahmten Marktplatz, auch der Verkehrsmittelpunkt dieses, durch den Nürburgring weltbekannt gewordenen „Motorsportgebietes" ist. Doch mag nun auch der „Ritter vom Steuer" an Renntagen der stillen Eifel dort oben seinen knatternden Stempel aufdrücken, mögen die begeisterten Kilometerfresser der Landstraße, die Motorräder „benzinkarawanenartig" dort oben zusammenziehen: Diese Landschaft hat dennoch ihre Stille.

Langsam beginnen die Wälder zu gilben. Der frühe Herbstwind wirbelt schon die ersten Blätter zur Erde, aber wenn die Herbstsonne jetzt über den Aremberg lacht, im Tal von Adenau spielt, oder die Virneburg beleuchtet, dann ist dies stille Land, in dem hier und da noch ein Stück Heide rosa leuchtet, sehr begehrenswert als Ruhe- und Erholungsstätte. Mondänes Leben wie in Aachen, Wiesbaden, Kreuznach etc. finden Sie zwar nicht da oben. Wenn Sie aber irgendwo in einem Gasthaus „Zum wilden Schwein" oder wie es gerade heißt, einkehren, wird Ihnen kräftiges Eifeler Bauernbrot, prachtvolle Eifeler Milch und oft auch selbstgeschleuderter Honig vorgesetzt. Für 4,50 ℳ gibt es in Adenau, Virneburg, Kempenich, Antweiler, Blankenheim, Brück a. d. Ahr und wie die Orte des großen alten Bulkangebietes alle heißen, überall Pension. Langweilig wird's Ihnen nirgendswo, so Sie wandern mögen und ein wenig auf Entdeckungsfahrten geh'n. Da gibt's z. B. zwischen den traulichen Eifelnestern Quiddelbach und Wimbach zur Erinnerung an die Nöte des 30jährigen Krieges, das sogenannte Schwedenkreuz, eine sehenswerte Partie mit der Nürburg im Hintergrunde. Prachtvolle Waldpartien bieten Ihnen die Jagdgründe im Extal bei Adenau. Sehenswert sind die malerischen Winkel des Dorfes Acht, die Tuffsteinindustrie bei Werbern, Kempenich, die alte Eifelmühle bei Herresbach. Lohnend ist eine Wanderung durch's Nihtal zur Virneburg. Der Wasserfall des Ahbachs bei Rohn ist sehenswert und ein Besuch am Mosenbrucher Weiher, einem erloschenen Vulkan, lohnt auch. Und wie das ganze Ahrtal von Kirchen und Kapellen durchsetzt ist, die oft vorwitzig um die Ecke lugen, so findet man hier oben an den Bergwegen überall Marterlchen, Kreuze und Heiligenstöcke unter uralten Bäumen, die äußerst malerisch wirken.

Knorrig und kernig sind die wetterharten Leute hier oben. Typen sind darunter, die heute noch die Charakterköpfe der alten Eburonen verraten. Mit diesen zum Wochenend einen Plausch in einer alten Eifelstube — da können sich die Balken in der Decke biegen! Es mangelt ihnen nicht an Schnurren und Schelmenstücken. Dem Motor gegenüber findet man oft eine bemerkenswerte Einstellung.

So hörte ich einen Waldbauern aus der Müllenbacher Gegend etwa folgendes sagen: Es wird im Lauf der Zeiten auch wieder der Tag kommen, an dem wir wieder mit der natürlichen Pferdestärke vorlieb nehmen, weil die Stuten bestimmt länger fohlen, als die Autofabriken Motore bauen. — Das war nicht nürburgring- bezw. motorsportfeindlich gezeugt vielmehr von der Denkungsart dieses Bauernschlages, der langsamer jedoch mit größeren Zeiträumen mißt — Einstweilen aber stehen da, wo einstens Haferkrippen waren, Benzintankstellen. Die alten Postpferde der Eifeler Postkutschen sind überflüssig geworden. Die Postautobusse beherrschen das Feld.

Und in diesen entwickelt sich neue Romantik. Begegnete uns nämlich ein Postauto mit fliegenden Fahnen, das zum Sängerfest fuhr. Die Lieder des Gesangvereins, die den Gleichtakt des Motors übertönten, klangen ebenso schön durch die Eifel wie weiland das Posthorn.

All dies muß man selbst erleben und selber mitempfinden. Man muß sich in den Rhythmus des Pulsschlages dieser uralten Eifellandschaft, über die das Symbol der Gegenwart, der Kennwagen hinwegrollt, hineinfinden . . . Ungachtet dieses Tempos aber hat die Uhr ihren Lauf behalten. Sie liegt noch genau im selben Bett wie vor Jahrtausenden und die herrlichen Felspartien bei Insul, bei Brück Kreuzberg, Altenahr, Walporzheim ragen auf wie ewige Wahrzeichen.

Wer Adenau zu kurzem Herbstaufenthalt wählt, begeht keine Dummheit, denn hier oben ist es billig, die Ausflugsmöglichkeiten sind vielgestaltig und sie wohnen mitten zwischen alter und neuer Welt. Dazu sind Sie ganz nah beim „Ahrdoktor", einem vorzüglich an der Ahr gezogenem Rotspon, der nicht nur bei St. Pater in Walporzheim, sondern auch in jedem Gasthaus zu Adenau kredenzt wird.

—⊡—

Sizilianische Bauernhochzeit

Von Max Geißler.

Bei Nina Negri haben sie im Fluß die gesponnene Wolle gewaschen, die sie mit in die Ehe bringt — ein Fest! Nun sitzen sie um den Tisch auf der Wiese und halten das „weiße Essen": Eier, Käse, Butter, Fisch, Pilze, Lammfleisch und Fenchelknollen; dazu gibt's Malvasier und Ciro.

Da kommt einer den Berghang herauf geritten. Er hat die Doppelflinte übergehängt, trägt den roten Bauchgurt und den Spitzhut mit der Adlerfeder. Die Bild fällt in sie wie ein schwarzes Tuch. „Heilige Mutter Gottes — Turridu!" sagt die Nina und wird todbleich. Ihm ist sie einmal versprochen gewesen, ehe er den andern im Streit erstach.

„Ah, Turridu ist ja in Afrika auf der Galeere. Bist Du nicht klar im Kopfe, Nina?" Sie sind aufgesprungen, alle. Einer reißt den Dolch aus dem Gurt. Die Messer sitzen ihnen locker in den Scheiden.

Nina mag Turridu nicht ansehen, und doch bleibt ihr Blick wie gebannt an ihm hängen. Er hat noch den breiten, roten Mund und die heißen Augen; aber sein Gesicht ist vermüht. Nun schwingt er sich aus dem Sattel und führt sein Pferd heran.

„Ich wünsche Euch Gesundheit und einen guten Tag", sagt er. „Ich wollte den Gaul in die Schwemme reiten und dachte nicht, daß ich hier so viele Freunde treffen würde."

„Freunde . . . das kann man wohl sagen" bestätigte ihm der alte Negri und reicht ihm die Hand.

„Das will ich meinen", sagt Turridu. Du hast damals ein gutes Zeugnis abgelegt für mich. Daß sie mir fünfzehn Jahre aufgebrannt haben, das ist nicht Deine Schuld. Fünf habe ich verbüßt." Den Bräutigam mißt er vom Scheitel bis zum Schuh. „Mein Unglück ist Dein Glück gewesen. Warum hast Du denn den Dolch in der Faust? Ich bin doch nicht ein Kerl, dem mit der Klinge beizukommen ist."

„Ah, Deine Kraft kennen wir. Daß Du das wilde Herz hast, ist Dein Schicksal. Soll die Nina deswegen ihre Jugend verwarten?"

„Nun — ich hätte auf sie nicht fünfzehn, ich hätte dreißig Jahre gewartet; das schwöre ich bei der Madonna." Dabei greift er nach dem Gewehrlauf.

„Laß die Flinte, Mensch!" sagt der alte Negri und legt ihm die Hand auf den Arm. „Setz' Dich mit uns an den Tisch des Friedens! Mit der Nina — das ließ sich nicht länger hinausschieben, weißt Du. Es ist zuviel lästerliches Zeug geredet worden unter den Leuten. Ich selbst bin es gewesen, der darauf gehalten hat, daß sie einen Hausstand bekommt."

„Mein heißes Blut", sagt Turridu, „es war einen Augenblick stärker gewesen als meine Liebe. Nun ist die Begnadigung gekommen. Aber die Freiheit hat keinen rechten Sinn mehr für mich . . ."

Er setzt sich auf den Stuhl und starrt vor sich hin. Da fühlt er eine Kinderhand auf dem Knie. Es ist Pippo, der kleine Bruder der Nina. Damals war er vier Jahre alt gewesen, jetzt ist er neun. „Höre, Turridu!" sagt Pippo „Du hast mir einmal versprochen, mich mit aufs Pferd zu nehmen und mit mir einen Galopp auf der Straße zu reiten, daß mich alle sehen. Es ist doch eine ganz andere Sache als auf dem Esel."

Turridu sieht den braunen Jungen gerührt an. „Du sollst nicht vergeblich auf mich gewartet haben. Wenn Du willst, können wir es jetzt machen." Er lehnt die Flinte an den Stuhl.

„Freilich will ich."

Da hebt Turridu ihn in den Sattel, springt dem Gaul in die Kruppe, und hussa! fliegen sie dahin. Als sie wiederkommen, glühen dem Jungen die Augen vor Glück. „Allala, das war schön!"

Turridu sieht sich nach seiner Flinte um. Die lehnt noch dort am Stuhl. Nicht einmal die Patronen haben sie heraus genommen. „Ich danke Euch für Eure Redlichkeit und für Euer Vertrauen", sagt er. „Wenn's anders gewesen wäre . . . Ihr hättet die Wolle wohl nicht mit einander getrocknet!"

Wirft sich die Flinte auf den Rücken, steigt in den Bügel und sprengt hinauf in die Berge.

—⊡—

Zwiebel, Oel und Tintenfisch

Portugiesische Tafelfreuden.

Von H. S. Auerbach.

Portugal zählt zu den von deutschen Reisenden wohl am wenigsten besuchten Ländern unseres Erdteils, und so ist es nur natürlich, daß man bei uns über die dortigen kulinarischen Verhältnisse meist nur recht verschwommene und gewöhnlich irrige Vorstellungen besitzt. Hört der Durchschnittsdeutsche, daß in der portugiesischen Küche Oel und Zwiebeln eine hervorragende Rolle spielen, so winkt er entsetzt ab, ohne zu ahnen, daß zwischen Oel und Oel erhebliche Unterschiede bestehen und daß selbst eine Zwiebel, richtig behandelt, zum Leckerbissen werden kann. Und so wird man auf einer gastronomischen Streiffahrt durch das alte Lusitanien noch manche — meist angenehme — Ueberraschung erleben.

Zwiebeln und daneben Tomaten finden sich fast bei jedem portugiesischen Gericht, mag es sich um Fisch oder Braten, Geflügel oder gar Suppe handeln. Erstere, wenn roh aufgeschnitten, mögen nicht nach jedermanns Geschmack sein, aber gegen die herrlichen gedämpften Lissaboner Zwiebeln oder die saftigen Schalotten in Tomatentunke wird schwerlich jemand Einwendungen erheben. Unberechtigt ist auch das Mißtrauen gegen eine als „cebolada", Zwiebelbrühe, aufgetragene Schüssel, in der feingeschnittene Rindfleischscheiben zwischen gekochten und rohen Zwiebeln und einzelnen Kartoffeln in einer rotbraunen Tunke schwimmen: ein sehr beliebtes Volksgericht.

Wie in allen südlichen Ländern tritt auch in Portugal der Fleischgenuß völlig in den Hintergrund; eine um so größere Rolle spielt dafür — wie bei der maritimen Lage des Landes nur natürlich — der Fisch in jederlei Gestalt. Das eigentliche Nationalgericht ist der bacalhoo (Stockfisch), der gekocht, gebacken, geschmort oder sonstwie zubereitet wird. Auf alle Fälle aber macht ihn sich der Portugiese mundgerecht durch einen mehr oder weniger tüchtigen Schuß Olivenöl aus der Mets auf dem Tische stehenden Flasche, gerade wie der Engländer sich seine zähen Braten durch seine berühmte Worcestershire- oder andere Tunken würzt.

Der Fremde wird sich allerdings lieber an eine der anderen Fischarten halten, an denen Portugal ja so reich ist. Auf dem Lissaboner Fischmarkt sieht man zuweilen wahre Ungeheuer unter grünen Blättern hervor aus den Körben lugen, daneben glitzert im Sonnenlicht der „peixe espada", eigentlich Schwertfisch, der mit dem bei uns unter diesem Namen bekannten Riesenfisch indessen nichts zu tun hat. Er ist eine Art Seeaal, über einen Meter lang und unglaublich flach, häufig nur halb so dick wie ein kleiner Finger. Seine Form und sein silberfarbener Glanz haben ihm seinen Namen eingetragen. In Scheiben geschnitten und wie eine Kalbszunge gebacken liefert er ein köstliches Gericht.

Das Gegenstück zum weißglänzenden peixe espada bildet eine Lampretenart mit schwarzem Fleisch, die ungeachtet ihres nicht gerade einladenden Aussehens vortrefflich schmeckt. Das gleiche gilt von den verschiedenen Tintenfischen, die, wie die Spanier sagen, „en su propia tinta", in der eigenen Farbe zu einem dicken Ragout gekocht werden. Der Deutsche wird sich wegen des in unseren Augen widerlichen Aussehens der Tiere an das bei der Portugiesen sehr beliebte Gericht wohl nie so recht gewöhnen können.

Als Nachtisch dienen verschiedene Käsesorten, die ganz schmackhaft sind, aber an Güte den berühmten deutschen, Schweizer oder französischen Arten doch nicht gleichkommen. Eine Besonderheit bildet der „requeijao", ein milder weißer Rahmkäse, den man in eine Wursthaut zu stopfen pflegt. Kräftiger sind der aus den Grenzbergen im Norden stammende Queijo da Serra und verschiedene Schaf- und Ziegenkäse. — Natürlich herrscht an Obst jeder Art kein Mangel.

—⊡—

Der Feigendistelkrieg

Eine Nutzpflanze wird zur Landplage.

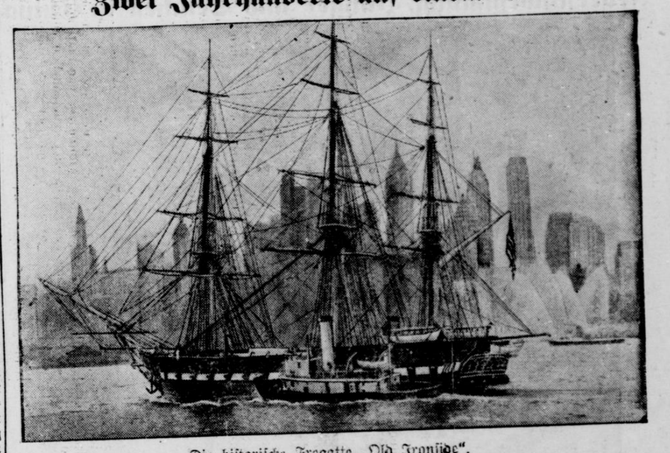
Von E. Conz.

Jeder, der einmal in den Süden kam, vornehmlich an das Mittelmeer, kennt die Feigen- oder Fackeldistel, eine Kakteenart. Denn mancher Landschaft verleiht sie geradezu das Gepräge, diese eigenartige Pflanze mit ihren, einem Tennisschläger ähnlichen, oft zolldicken zähen Gliedern, auf denen im Frühjahr walnußgroße rote Früchte leuchten. Monate hindurch bieten diese Früchte in manchen Gegenden der Bevölkerung Nahrung, und überall wird die Feigendistel ihres üppigen Wuchses wegen als Zaun verwendet.

Aber auch das Gute kann einmal zum Uebel werden. So müssen die Farmer im östlichen Australien von der Feigendistel als einer wahren Landplage sprechen, und seit Jahren liegen sie mit der Pflanze im Kriege. Diese war ursprünglich in Australien gar nicht einmal heimisch. Im Jahre 1838 erst wurde sie von einem englischen Arzt eingeführt, und zwar in einem einzigen Exemplar, das in einem Blumentopf vegetierte. Der Engländer hatte große Pläne mit ihr. Er wollte die Cochenille die Kaktusschildlaus, züchten, die damals zur Bereitung des Karmins benutzt wurde und in manchen Ländern eine große wirtschaftliche Rolle spielte.

Leider hatte der Engländer mit seinen Versuchen keinen Erfolg. Ob die Kaktusschildlaus das trockene australische Klima nicht vertrug oder ob die Feigendistel nicht die zur Cochenillezucht geeignete Opuntienart war, spielt hier keine Rolle. Auf jeden Fall gingen die Kaktusschildläuse ein, obwohl die Feigendistel sich lawinenartig vermehrte. Niemand machte sich damals Sorgen um die rasche Zunahme. Man hoffte im Gegenteil, die Kaktee würde sich doch noch insofern bewähren, als sie im Bedarfsfalle eine natürliche und billige Futterreserve für das Vieh bilden könnte.

Zwei Jahrhunderte auf einem Bild



Die historische Fregatte „Old Ironside".

die vor mehr als 100 Jahren für Amerika Kriegsdienste leistete, vor den Wolkenkratzern von Manhattan im Hafen von Newyork, der grandiosesten Stadt des 20. Jahrhunderts.

Aber auch diese Hoffnung erfüllte sich nur zum geringen Teil. Dagegen begann das unaufhaltsame Wachstum der genügsamen Pflanze zu einer Gefahr für die Farmer zu werden. Mühsam urbar gemachtes Ackerland wurde von ihr verseucht, und mancher Bauer floh geradezu vor ihr. Solange in dem ganz dünn besiedelten Land noch genügend fruchtbarer Boden vorhanden war, konnte immer noch Ersatz für die von der Feigendistel eroberten Ländereien gefunden werden. Doch um die Jahrhundertwende war der Zeitpunkt gekommen, da sich auch die Regierung der Gefahr nicht mehr verschließen konnte. 1910 hatte die Pflanze 80 000 Quadratkilometer bepflanzbaren Bodens erobert. 1916 hatte sie sich schon auf ein Gebiet von rund 100 000 Quadratkilometern ausgebreitet. Zur gleichen Zeit waren in Australien im ganzen nur 70 000 Quadratkilometer Land unter dem Pflug.

Dringende Abwehrmaßnahmen erschienen erforderlich. Zuerst versuchte man es nochmals mit der Einführung der Kaktusschildlaus. Doch auch dieses Mal mißlang das auf breiter Grundlage unternommene Experiment. Nun versuchte man die Vernichtung der Feigendistel durch Menschenkräfte und Maschinen. Man ging mit Arsenik und anderen Giftstoffen gegen die Landplage vor. Doch auch hiermit konnte trotz der großen Unkosten kaum etwas erreicht werden, und außerdem wurden durch das Gift Nutzpflanzen und Tiere gefährdet.

Schließlich gelangte man zu der Ueberzeugung, daß der Feigendistel nur durch ein Insekt Abbruch getan werden konnte. Die Frage war nur: Welches Insekt? Ihre Beantwortung nahm nicht weniger als zehn Jahre angestrengter Forschungen in Anspruch. Endlich entdeckte man in Uruguay den Retter aus der Not, eine Mottenart, Cactoblastis, die widerstandsfähig genug war, um sich auch in Australien halten und vermehren zu können. Versuchsweise wurden von Uruguay 2500 Eier dieser Motte nach Australien eingeführt. Die Mottenraupen krochen aus und wurden in einem Feigendistelfeld" ausgesetzt und dort ständig beobachtet. Innerhalb von vier Jahren hatten sie sich derartig vermehrt, daß 1930 das australische Bundesamt zur Bekämpfung der Feigendistel eine halbe Milliarde Motteneier abgeben konnte.

Die Motte legt ihre Eier in dattelförmigen Trauben zu je 75 Stück. Innerhalb drei bis sechs Wochen kriechen die Raupen aus. Die Larve bohrt sich sofort in ein Kakteenglied ein und höhlt es von innen aus. Wenn sie eine Länge von einem Zoll erreicht hat, spinnt sich die Raupe in der Pflanze selbst ein, um sich später nur noch fünf Tage lang ihres Lebens als Motte zu erfreuen.

Die befallene Pflanze geht ohne Ausnahme ein. Die Glieder verlieren bald ihre saftgrüne Farbe und nehmen ein fahles Gelb an. Innerhalb zwei, höchstens drei Monaten, wenn die Motte sich entpuppt hat, ist die Feigendistel, die ihr als Hauswirt und Nährmutter dienen mußte, vernichtet.

Obwohl die Zucht der Cactoblastis augenblicklich noch in den Kinderschuhen steckt, ist es doch schon gelungen, insgesamt 4000 Quadratkilometer Land von der Feigendistel zu säubern.

—⊡—

Panty und Perlen

Aus einer Ostsibirienfahrt

von Joseph M. Velter.

In den ersten Frühlingstagen trafen mein Gefährte Imquill und ich überraschend auf ein kleines Chinesendörfchen. Es lag an der Mündung des Notoche in den Ulache und hieß Notochousa. Bald erfuhren wir, daß dieses armselige Dörfchen zu den ältesten Niederlassungen der Mansen (Ussuri-Chinesen) im Gebiete des Sichota Alin überhaupt gehört. Hier führte der uralte Weg vorüber, der die wilde entlegene Welt des Ussuri mit der St. Olgabucht verband. Händler. Aber die Reichtümer der Taiga gingen immer mehr zurück, die Jäger blieben aus, das Dörfchen sank in Vergessenheit. Es fristet ein armseliges Dasein.

Ein paar Tage blieben wir in Notochousa, dann ritten wir den Ulache aufwärts der Ostküste zu. Der Frühling mit seinem kurzen, bestrickenden Zauber war gekommen, chinesische und koreanische Jäger streiften in der Taiga auf der Jagd nach Isjubrhirschen. Um diese Zeit ist das Geweih der Hirschen für die Chinesen am wertvollsten. Im Herbst wird das alte abgeworfen, im zeitigen Frühjahr beginnt es, aufs neue durchzubrechen. Jetzt ist es weich, zart und durchblutet, noch „im Bast" und wird von den Chinesen, in deren Medizin es eine große Rolle spielt, hoch bezahlt. „Panty" heißt das Geweih in diesem Zustande. Der glückliche Schütze, der einen Isjubrhirsch im Bast erlegt, kann damit rechnen, wenigstens dreihundert Goldrubel dafür zu erhalten. Wertvoller allerdings sind die noch durchbluteten Pantygeweihe der geflechten Hirsche, für die oft anderthalbtausend Goldrubel geboten werden.

Täglich fast trafen wir auf unserem Ritte Hirschjäger, Russen und Koreaner meist, während in den kleinen Siedlungen chinesische Pantykocher auf die Beute warteten. Das Abkochen der jungen Geweihe bis zum völligen Härten, bei dem die wirksamen Säfte nicht verloren gehen dürfen, ist eine große Kunst. Das Abkochen in dem heißen, gerade siedenden, aber nicht wallenden Teeabsud nimmt Wochen in Anspruch. Eine einzige Unaufmerksamkeit — und das Geweih springt, reißt auf und wird fast wertlos.

In früheren Jahrzehnten fingen Chinesen und Koreaner die Hirsche oft zu Hunderten mit Hilfe von Fangzäunen und Fallgruben. Heute ist der Bau der Fangzäune, Lutewas genannt, glücklicherweise verboten; doch stießen wir verschiedentlich an Wasserläufen auf alte, verfallene Zäune. Da sich die Basthirsche, ihrer Kampfhahnmäckt bewußt, während der Monate der Geweihbildung in die tiefsten Dickungen zurückziehen, fallen der Gelegier der Jäger nur noch wenige Tiere zum Opfer. Infolgedessen steigen die Preise für Panty ständig, so daß die Pantyjagd sich immer noch zu lohnen scheint.

Auf unserem Weiterritt fanden wir außergewöhnlich viele Fasane, auch Wachteln und Rebhühner. Ein merkwürdiges Tier aber fiel mir besonders auf. Ich saß eines Abends mit der Angel am Ulache zwischen Weiden und Erlen versteckt. Die besonders schmackhafte Lenok-Forelle hatte es uns angetan; schon wollte ich das Angelzeug zusammenlegen, als